



MALTE STEIN

**Stilles Unglück im Winkel.  
Die Familie in Goethes bürgerlichem Epos *Hermann und Dorothea***

Vorblatt

Was treibt einen jungen Mann dazu, freiwillig in den Krieg ziehen zu wollen? Und wie kann eine Gesellschaft, der es an Wohlstand nicht mangelt, auf das Elend von Kriegsflüchtlingen reagieren? Stellt man eine erneute Lektüre von Goethes *Hermann und Dorothea* unter diese Fragestellungen, gewinnt das vermeintlich „idyllische“ Epos die Qualität einer abgründigen Zeitdiagnose: Bekundungen guter Absichten werden als Kaschierungen blanken Eigennutzes entlarvt. Hinter Todesverachtung und Aufopferungswillen tritt die lebensmüde Verzweiflung eines in seiner Persönlichkeitsentwicklung gehemmten Subjekts zutage.

Selbstaussagen der Figuren ist in Goethes einstigem Bestseller ebenso zu misstrauen wie den beschönigenden Epitheta des fiktiven Erzählers. Um erklären zu können, warum sich Titelheld Hermann auch abschließend wieder – auch noch nach seiner Verlobung mit Dorothea – zu persönlicher Kriegsteilnahme entschlossen zeigt, bedarf es einer genaueren Analyse der vom Autor intra- und intertextuell angedeuteten Familienverhältnisse. Als hilfreich erweist sich dabei eine Bezugnahme auf das Subjektmodell der psychoanalytischen Selbstpsychologie.

**Publikation:**

Erstpublikation: Ortsvereinigung Hamburg der Goethe-Gesellschaft in Weimar (Hg.): Goethe. Literatur und Natur. Jahresgabe 2015, S. 96-122.

Zweitpublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors

**Autor:**

PD Dr. Malte Stein

Universität zu Köln

Institut für deutsche Sprache und Literatur II

Gronewaldstr. 2

50931 Köln

Mail: [stein\\_malte@yahoo.de](mailto:stein_malte@yahoo.de)

**Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Malte Stein: Stilles Unglück im Winkel. Die Familie in Goethes bürgerlichem Epos *Hermann und Dorothea*. (14.12.2015). In: Goethezeitportal.

URL: <[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/stein\\_familie.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/goethe/stein_familie.pdf)>

(Datum Ihres letzten Besuches)

## Stilles Unglück im Winkel.

### Die Familie in Goethes bürgerlichem Epos *Hermann und Dorothea*

I.

Der Rezeptionsgeschichte von Goethes *Hermann und Dorothea* ist bekanntlich eine gewisse Dramatik eigen: 1797 erschienen – drei Jahre nach Beendigung der jakobinischen Schreckensherrschaft in Frankreich –, avancierte die revolutionskritische Erzählung rasch zu einem Bestseller, dessen Popularität bereits zu Goethes Lebzeiten noch weiter anstieg, als sich das Büchlein 1813/14, im Kontext der Befreiungskriege, als eine frühe Ermutigung zum Kampf gegen die französische Fremdherrschaft auffassen ließ.<sup>1</sup> Von da an begann eine chauvinistische Vereinnahmung des kleinen Epos, durch die es während des gesamten 19. Jahrhunderts zu einem Kultbuch des deutschen Nationalismus wurde. Bei nationalen Feiern und Festakten vielfach zitiert, an deutschen Schulen verbindlich gelesen und von der Literaturkritik pathetisch überhöht, fungierte der in Hexametern verfasste Text „als eine Art säkularisiertes Gebetbuch zur quasi-metaphysischen Stärkung der deutsch-bürgerlichen Seele“.<sup>2</sup> Er entwickelte sich zu Goethes „erfolgreichstem Werk“<sup>3</sup>, bis schließlich die beiden Weltkriege für eine Wende im Rezeptionsverlauf sorgten. „Nach den hoffnungsfrohen Anfängen und berausenden Triumphen“ der Vergangenheit erfolgte nunmehr ein „unaufhaltsame[r] Niedergang mit kata-

---

<sup>1</sup> Schon wegen seines Titels ist Goethes Text als eine literarische Reaktion auch auf die Reihe der ab 1743 erschienenen Hermann-Dramen zu verstehen (1743: *Hermann. Ein Trauerspiel* von Johann Elias Schlegel; 1749: *Arminius* von Justus Möser; 1769-1787: *Hermann's Schlacht*; *Hermann und die Fürsten* sowie *Hermanns Tod* von Friedrich Gottlob Klopstock). Mit diesem Bühnenstücken, in denen die „Entstehung einer kanonisierbaren neuhochdeutschen Literatur und Stiftung eines nationalistischen Narrativs [...] zusammen[fallen]“ (Wolfgang Müller-Funk: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien, New York 2002, S. 232), wurde die „Bereitschaft zum Kampf und Tod für's Vaterland“ mit „Breite und Intensität“ als Verhaltensnorm propagiert (Hans-Peter Hermann et al.: *Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 1996, S. 57). Spätestens dann seit der preußischen Niederlage gegen Napoleon (1806) geriet der von Tacitus erstmals erwähnte Cherusker Arminius alias Hermann, unter dessen Führung ein germanisches Heeresaufgebot im Jahre 9 n. Chr. die Legionen des römischen Statthalters Varus verheerend geschlagen haben soll, zu einer Identifikationsfigur für all jene, die sich mit der französischen Fremdherrschaft nicht abfinden wollten. Der damals entstehenden Nationalbewegung galt Hermann als der erste historisch fassbare Deutsche, mit dessen Sieg über die Römer die Entstehungsgeschichte Deutschlands begonnen habe (vgl. Herfried Münkler: *Die Deutschen und ihre Mythen*. Berlin 2009, S. S. 165ff.). Sichtbarstes Zeichen für die identitätsstiftende Bedeutung dieses politischen Mythos ist, neben zahlreichen literarischen Gestaltungen des Stoffes, das in der Nähe von Detmold errichtete Hermann-Denkmal.

<sup>2</sup> Paul Michael Lützeler: *Geschichte in der Literatur. Studien zu Werken von Lessing bis Hebbel*. München 1987, S. 86.

<sup>3</sup> Heiko Christians: *Der Traum vom Epos. Romankritik und politische Poetik in Deutschland (1750-2000)*. Freiburg im Breisgau 2004, S. 11.

strophalem Ende“.<sup>4</sup> Denn je tiefer der deutsche Nationalismus sich diskreditierte, desto tiefer sank auch die Wertschätzung für Goethes nach Hermann dem Cherusker benannten Titelhelden und dessen am Handlungsende bekundeten Kampfesfeier. Vor dem Hintergrund seiner von Deutschtümelei geprägten Auslegungsgeschichte musste der Text in den Augen einer kriegsmüden Leserschaft als ideologieverdächtig oder zumindest doch altbacken erscheinen. Nicht zuletzt deshalb wohl und vermutlich auch wegen seines altertümlichen Versmaßes ist der einstige Verkaufsschlager des Weimarer Dichturfürsten, will man aktuellen Einschätzungen Glauben schenken, zu einem „Ladenhüter“<sup>5</sup> verkommen, der gegenwärtig „selbst von Spezialisten kaum noch gelesen wird“.<sup>6</sup>

## II.

Einen der seltenen Versuche, das Interesse an *Hermann und Dorothea* wiederzubeleben, ohne dabei ins frühere Heimat- und National-Pathos zurückzufallen, hat im Jahre 1963 der Literaturdidaktiker Rolf Geißler unternommen.<sup>7</sup> Besser als andere Interpreten vor und nach ihm vermochte Geißler deutlich zu machen, dass die in Goethes Text enthaltene Gesellschaftskritik in zweierlei Richtung deutet: Berichten zum Epos gehörige Figuren von Radikalisierung, Kriegsverbrechen und Flüchtlingselend, so lässt sich das als Kritik an einer im Zuge der Französischen Revolution zu beobachtenden „Preisgabe der Vernunft“ verstehen sowie als Warnung vor einem revolutionsbedingten „Überhandnehmen des Chaotischen“.<sup>8</sup> Von nicht minder kritischer Absicht zeugt laut Geißler jedoch auch das Bild, das Goethe in *Hermann und Dorothea* von den Bürgern eines deutschen Kleinstadtidylls zeichnet. Deren Alltagssorgen wirkten, verglichen mit den Nöten der am Städtchen vorbeiziehenden Kriegsflüchtlinge, „geradezu frivol“, ihre Hilfeleistungen für die entwurzelten Landsleute durchaus kleinherzig:

Da ist der materialistisch-egoistische Vater, der am liebsten von der ganzen Geschichte nichts hören möchte [...]. Da ist der Nachbar, der sein Bündel immer schon gepackt hat und froh ist, in solchen Zeiten nicht um Frau und Kinder sorgen zu müssen, den es aber schmerzt, müsste er auf seine Kräutersammlung verzichten, und der wohlweislich kein Geld mit hinausnimmt zu den Flüchtlingen, sodass sie sich mit seinem Tabaksbeutel als Geschenk begnügen müssen. Da ist der Geistliche, der zwar vermittelnd mit Rat und Gespräch zur Stelle ist, der aber in seiner selbstsicheren Gefestigkeit nicht zur tätigen Hilfe kommt, dessen Weisheit darin

---

<sup>4</sup> Lützel (wie Anm. 2), S. 88.

<sup>5</sup> Ebd., S. 86.

<sup>6</sup> Christians (wie Anm. 3), S. 11.

<sup>7</sup> Rolf Geißler: Goethes *Hermann und Dorothea* im Unterricht, in: *Wirkendes Wort* 13 (1963), S. 52-58.

<sup>8</sup> Ebd., S. 57.

besteht, alles Natürliche gutzuheißen, und der alles recht findet, so wie es ist. Da ist schließlich die Mutter, [...] [die] [z]war [...] über sich hinaus[gelangt] (als Einzige der Erwachsenen), aber doch nur bis zu ihrem Sohn.<sup>9</sup>

Während der Flüchtlingsstrom gemäß Geißlers Deutung ein Beispiel abgibt für „das Planlos-Hastige, das Verwirrende und Chaotische, das Handeln ohne Sinn und Verstand“, stehen die Kleinstadtbewohner für eine „satte, selbstzufriedene Vernunft, die sich mit dem rein Nützlichen identifiziert“.<sup>10</sup> In beiden Fällen führe Goethe seelische Deformationen vor, mit denen der moderne Mensch hinter dem Ideal wahren Menschseins schmerzlich zurückbleibe. Nicht anders nämlich als „die Preisgabe der Vernunft und das Überhandnehmen des Chaotischen“ verfehle auch die „Reduktion der Ordnung und des Verstandes auf das pure Nützliche“ – jedenfalls nach Vorstellung der Weimarer Klassik – das „Wesen des Menschen“.<sup>11</sup>

Geißlers zentrale These besteht nun in der Behauptung, dass sich der Text auf eine solche Missstandsdiagnose nicht etwa beschränke, er vielmehr auch ein utopisches Moment in sich berge, das zu des Lesers Ermutigung und Ermunterung diene:

Ein nicht wirkliches Ideal des Menschseins wird in der Dichtung verwirklicht, es erhält hier seine Wirklichkeit, aus der die Menschen der Lebenswirklichkeit, indem ihnen die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Ideals vor Augen gestellt wird, Hoffnung und Verpflichtung erkennen sollen.<sup>12</sup>

In den beiden Titelfiguren des Epos erblickt Geißler eine dichterische Verwirklichung des in der Realität unerreichten Menschlichkeits-Ideals. An ihnen, dem 19-jährigen Wirtssohn Hermann und der Heimatvertriebenen Dorothea, offenbare sich die von den anderen Figuren verfehlte „Wesensmitte des Menschlichen“<sup>13</sup>. Ihr Zueinanderfinden in schlimmen Zeiten lege die Botschaft nahe, „dass das Ideal des Menschseins [...] als ein z. Z. noch Unwirkliches den Menschen hic et nunc übersteigt, dass es aber, der [...] alltäglichen Welt entrissen, dennoch in dieser Welt verwirklicht werden soll“.<sup>14</sup>

Goethes Epos in dieser Weise als ein Ermutigungsbuch zu lesen, hat zur Bedingung, dass man die darin erzählte Brautwerbungsgeschichte nach allerlei Komplikationen zu einem guten Ende kommen sieht. Entsprechend beteuert denn Geißler auch, dass die Begegnung mit der

---

<sup>9</sup> Ebd., S. 56.

<sup>10</sup> Ebd., S. 56.

<sup>11</sup> Ebd., S. 56.

<sup>12</sup> Ebd., S. 58.

<sup>13</sup> Ebd., S. 57.

<sup>14</sup> Ebd., S. 58.

von Anfang an besonnen, hilfsbereit und tatkräftig handelnden Dorothea den häuslich-schüchternen Hermann auf positive Weise verändere, insofern sie ihm im Laufe der Handlung zu immer mehr innerer „Ruhe und Festigkeit“<sup>15</sup> ver helfe. Der Gipfelpunkt dieses Reifungsprozesses soll dann des Helden abschließendes Eheversprechen sein:

[...] Wir wollen halten und dauern,  
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.  
Denn der Mensch, der zu schwankenden Zeiten auch schwankend gesinnt ist,  
Der vermehret das Übel, und breitet es weiter und weiter;  
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich. (IX, V. 300-304)<sup>16</sup>

Diese Worte verhießen einen „idyllischen Zustand“, der, statt auf bloßer Schicksalsgunst zu beruhen, „errungen wurde gegen das Chaos der Welt“ und deshalb nichts mehr gemein habe mit jenem stillen Winkelglück, an das die von Goethe karikierten Spießbürger sich klammerten, beteuert Geißler.<sup>17</sup>

Anders als er bin ich allerdings durchaus nicht der Meinung, dass Goethe seine Hermann-Figur sich auf vorbildhafte Weise entwickeln lässt. Wie ich mit meinem Aufsatz verdeutlichen möchte, ist bei genauer Lektüre eher auf ein Scheitern der dargestellten Entwicklung zu schließen. Eine die Brautwerbung in Gang setzende Adoleszenz-Krise gelangt trotz der Verlobung, mit der die Erzählung endet, zu keiner als positiv zu bewertenden Lösung, sodass man aus dem Handlungsausgang Ermutigung gerade nicht ziehen kann.

### III.

Erste Zweifel an dem vermeintlich glücklichen Ende ergeben sich bei einem nochmaligen Blick auf Hermanns den Text beschließende Rede. Geißler hat diese unvollständig zitiert. Sie geht nämlich noch weiter und mündet in des Bräutigams Ankündigung, bei nächster Gelegenheit in den Krieg ziehen zu wollen:

Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,  
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder  
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.  
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.  
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,  
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,  
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 57.

<sup>16</sup> Zitate aus Goethes Werk erfolgen nach der Münchner Ausgabe, Band 4.1: Wirkungen der Französischen Revolution 1791-1797, hg. von Reiner Wild. Genehmigte Taschenbuchausgabe. München 2006, S. 551-629. Die genauen Stellenangaben finden sich den Zitaten im Fließtext unmittelbar nachgestellt. Die römische Ziffern bezeichnen die Nummer des jeweiligen Gesangs, die arabischen Ziffern die Nummern der zitierten Verse.

<sup>17</sup> Geißler (wie Anm. 7), S. 57.

Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,  
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen. (IX, 308-216)

Derlei Kampfes- und Sterbensbereitschaft könnte man für einen Ausdruck der von Geißler behaupteten neuen „Festigkeit“ halten, fände sich eine ganz ähnliche Absichtserklärung nicht auch schon an früherer Stelle geäußert. Noch vor seiner Werbung um Dorothea hat Hermann bereits seiner Mutter eröffnet, er wolle sein Elternhaus unverzüglich verlassen, um sich als Soldat in den Dienst des Vaterlandes zu stellen:

Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus  
Geh' ich gerad' in die Stadt und übergebe den Kriegern  
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen. (IV, 106-108)

Bemerkenswert ist das insofern, als sich die Mutter von solch „bedeutenden Reden“ keineswegs hat beeindruckt lassen. Des Sohnes patriotischer Eifer ist ihr damals als bloßer Vorwand erschienen:

Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.  
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel [...]. (IV, 120f.)

Und in der Tat hat dann Hermann auch zugeben müssen, von der Mutter zwar nicht gerade beim Lügen, wohl aber bei „halber Verstellung“ und „halbwahren Worten ertappt“ worden zu sein (IV, 136):

Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich  
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,  
Meinem Vaterland hülfreich zu sein und schrecklich den Feinden.  
Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor Euch nur  
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen. (IV, 137-141)

Vor diesem Hintergrund drängt sich die Frage auf, warum denn die am Ende vor Dorothea gehaltene Rede durchweg glaubwürdiger sein sollte als die ehemals gegenüber der Mutter formulierten Aussagen? Könnte nicht auch dem in der Schlussrede angestimmten Vaterlandspathos die Funktion zukommen, lediglich „verstecken“ zu sollen, aus welchen wahren Motiven heraus der soeben erst Verlobte bereits wieder ans Weggehen denkt?

Ein solcher Verdacht gewönne an Plausibilität, wenn sich am Text aufzeigen ließe, dass die Kommunikationsverhältnisse, die Goethe uns vorführt, auch ansonsten von Halbwahrheiten und Verstellung geprägt sind.

Um das zu prüfen, empfiehlt sich ein genauerer Blick auf die Beziehungsdynamiken, die in Hermanns Herkunftsfamilie herrschen. Wilhelm von Humboldt zufolge vermittelt Goethes

Dichtung das weitgehend ungetrübte Bild eines „stillen Familienglücks“<sup>18</sup>. Und auch noch in aktuellen Kommentaren wird das familiäre Umfeld des Protagonisten als ein Komplementär- raum zu den von Krieg und Vertreibung geprägten Außenbereichen beschrieben. Registriert haben will man die „idyllische Behaglichkeit“<sup>19</sup> einer Familien- und Bürgersphäre, die gefährdet sei durch die von außen auf sie einwirkenden „Erosionskräfte der Historie“<sup>20</sup>, in ihrem Innern dagegen die rettende Tugend gedeihen lasse, sich – wie der zur Kriegsteilnahme entschlossene Held – „bewußt in den Dienst des Gemeinwesens“<sup>21</sup> zu stellen.

Dass Hermann gegenüber der Mutter ausdrücklich einräumt, er wolle aus „Verzweiflung“ heraus in den Krieg ziehen (IV, 143, 224), bleibt bei dieser vorherrschenden Lesart ebenso unberücksichtigt wie die später dem fremden Richter in den Mund gelegte Erkenntnis, dass just „Verzweiflung“ es sei, die bei Soldaten besonders „frevelhafte“ Neigungen „aus dem Herzen hervor[kehrt]“ (VI, 60f.).

Statt also leichtfertig zu versichern, dass „im privaten Kreis des Hauses und der Familie“ eine gemeinwohlorientierte „Bürgerlichkeit“ zur Vollendung gelange,<sup>22</sup> sollten wir uns zunächst einmal dafür interessieren, worin die im Text angedeuteten Ursachen für des Protagonisten psychische Krise liegen.<sup>23</sup>

#### IV.

Deutlich zutage tritt Hermanns krisenhafte Verfassung in jenem schon erwähnten Gesang, dem Goethe die Überschrift „Mutter und Sohn“ gegeben hat: Dem „Jüngling edlen Gefühles“ (IV, 66) wollen dort just seine „Gefühle [...] das Herz zerreißen“ (IV, 141). Er hegt

---

<sup>18</sup> Wilhelm von Humboldt. Gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1904-1912. Band 2 (*Ästhetischer Versuch über Hermann und Dorothea*), S. 124.

<sup>19</sup> Klaus-Detlev Müller: Den Krieg wegschreiben. *Hermann und Dorothea* und die *Unterhaltung deutscher Ausgewanderten*, in: *Ironische Propheten. Sprachbewußtsein und Humanität in der Literatur von Herder bis Heine*, hg. von Markus Heilmann, Birgit Wagenbaur. Tübingen 2001, S. 88.

<sup>20</sup> Uwe Steiner: Gespenstige Gegenständlichkeit. Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes *Hermann und Dorothea* und Stifters *Kalkstein*, in: *DVjs* 74 (2000), S. 633.

<sup>21</sup> Dieter Borchmeyer: *Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche*. Weinheim <sup>2</sup>1998, S. 270.

<sup>22</sup> Ebd., S. 270.

<sup>23</sup> Es folgt die überarbeitete Fassung eine Textanalyse, die ich, an für die Goethe-Forschung wenig sichtbarer Stelle, im Rahmen meiner auf Theodor Storm bezogenen Dissertation erstmals vorgestellt habe („Sein Geliebtestes zu töten“. *Literaturpsychologische Studien zum Geschlechter- und Generationenkonflikt im erzählerischen Werk Theodor Storms*. Berlin 2006, S. 109-124). Für eine ausführliche Rückmeldung auf meine Interpretation hatte ich schon damals Prof. Dr. Stefan Blessin von der Universität Hamburg zu danken.

„Wünsche [...] im Busen“, die ihm so „vergeblich[]“ vorkommen, dass er als Kriegsfreiwilliger auch sein junges Leben „vergeblich dahingehn“ lassen will (IV, 142f.). Lauter Reichtümer umgeben ihn zwar, die er als Sohn bewirtschaftet und als Erbe später besitzen soll: „Weinberg und Gärten“, „Scheunen und Ställe“, „der Hof und [...] das herrliche Feld“ (IV, 187ff.). Das alles jedoch liegt „öde“ vor ihm, da er sich selber, wie so häufig seit „dunkeler Zeit der Kindheit“ (IV, 161), „einsam“ vorkommt (IV, 194).

Soeben wieder hat ihn sein Vater, was „täglich“ geschieht, mit „Schelten und Tadeln“ (III, 56) überzogen, sich im gewohnten Mittags-„Räuschchen“ (IV, 245) darüber ereifernd, dass noch immer kein „Schwiegertöchterchen“ (II, 268) ihm Gesellschaft leiste. Sohn Hermann, so beklagt sich der Wirt zum Goldenen Löwen, agiere „nach außen langsam und schüchtern“ und habe wenig „Lust“, unter Leute zu kommen (I, 207f.). Statt mit den Altersgenossen „der jungen Mädchen Gesellschaft“ zu suchen (I, 209), zähle der Junge zu denen, die immer „zu Haus [hocken] und hinterm Ofen [brüten]“ (III, 42). Wie zuvor in der Schule, wo ihm das „Lesen und Schreiben und Lernen [...] niemals wie den andern gelang“ (II, 252f.), mache der Sohn alle Hoffnung zunichte, dass er „dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beßrer“ werde (III, 5), der seinem Erzeuger „vor den andern Bürgern [zur Ehre]“ gereiche (II, 250). Nach Ansicht des Wirtes müsste sich Hermann einmal – wenn auch nicht lange, denn er hat zu Hause die Arbeiten eines „Knecht[s]“ zu verrichten (II, 248) und die „Wirtschaft“ zu „führe[n]“ (II, 262) – „auf Reisen [...] begeben“, um wenigstens die Städte der näheren Umgebung kennenzulernen (III, 22-24). Noch immer gültig sei nämlich das „Sprüchlein der Alten“, dass „zurück“ komme, wer nicht voranschreite (III, 65f.). Und es solle „doch nicht als ein Pilz der Mensch [...] an dem Platze [verfaulen], der ihn erzeugt hat“ (III, 9f.), räsoniert der Vater im Beisein von Pfarrer und Apotheker.

Anderer Meinung ist da die Mutter, welche sich „[ihren]“ Hermann „nicht schelten [lassen]“ will (III, 52). Nachdem des Vaters Vorhaltungen den Sohn vertrieben haben, verlässt auch sie die Stube und „eilt[]“ dem Entfleuchten „sogleich“ hinterher (III, 57), damit er mit „gütigen Worten“ (III, 57) wieder getröstet werde.

Ihre Suche nach Hermann führt die Wirtin durch Hof, Garten, Weinberg und Felder bis an die „Grenze“ (IV, 54) des elterlichen Besitzes. Noch „niemals“ hat sich der Sohn, ohne es zur Verhütung von „Sorge“ und „Furcht“ vorher anzukündigen, derart weit von zu Hause „entfernt[]“ (IV, 42-44), sodass die „liebende[] Mutter“ (IV, 244), je näher jene „Grenze“ (ihres Einflussbereichs) rückt, immer „unruhiger“ wird (IV, 39). Als sie ihren Sprössling dann end-



lich findet, auf „eigenem Boden“ (IV, 49) noch gerade, aber die Blicke doch in die Ferne gerichtet (IV, 61f.), erhalten „Sorge“ und „Furcht“ schon bald neue Nahrung. Nun nämlich kommt es zu dem bereits zitierten Zweiergespräch, in welchem Hermann ankündigt, „nicht wieder nach Hause kehren“ (IV, 106), sondern zur Rekrutierung direkt in die Stadt gehen zu wollen – woraufhin die Mutter zuerst einmal „Tränen vergieß[t]“ (IV, 112), bis sie dann anhebt, dem Sohn in Herz und Gewissen zu reden:

Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüte,  
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,  
Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?  
[...]  
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,  
Nicht begehrt du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;  
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,  
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen. (IV, 113-124)

Mit einem Hinweis auf die „Bestimmung“ stellt die Wirtin Hermanns Verbleib im Hause als gottgewollt dar. Schon ihrem Gatten, als dieser sich über des Sohnes Häuslichkeit ärgerte, hielt sie entgegen, es seien Kinder nun einmal nicht nach Belieben zu „formen“; man müsse den Nachwuchs „haben und lieben“, wie „Gott“ ihn „gab“ (III, 47f.) – und also den Nesthocker Hermann ruhig „hocken“ und „brüten“ lassen (III, 42).

Auf solche Weise den familiären Ist-Zustand affirmierend, spricht sich die Mutter nicht allein gegen eine Meldung zum Kriegsdienst aus. Ihren Aussagen zufolge verbietet sich dem Sohn ein jeglicher Weggang von seinen Eltern. Unter Berufung auf Gottes Vorhersehung wird es Hermann zur Pflicht gemacht, an genau jenem „Platze“ zu bleiben, an dem er nach des Vaters Spruchweisheit gerade nicht „verfaulen“ sollte – und wo weiter zu leben ihm auch der Herrgott schwerlich bestimmt haben wird.

Dass es in der Tat scheinheilig ist, wenn die Mutter mit dem Hinweis auf göttliche Vorgaben argumentiert, erhellt sich im Vergleich mit einem der bekanntermaßen wichtigsten Prätexte zu *Hermann und Dorothea*: In Johann Heinrich Vossens *Luise*, jener vor Goethes Epos ersten deutschsprachigen Dichtung, in der ein bürgerliches Milieu in Hexametern dargeboten wird, erinnert vor dem heiratsbedingten Auszug seiner einzigen Tochter auch Pfarrer Blume an Gottes Gaben und Gebote – dies allerdings nicht so sehr zu einer Steuerung des Kindesverhaltens, wie Hermanns Mutter sie anstrebt, als vielmehr dazu, sich aus gegebenem Anlaß auf die Normen des eigenen Handelns zu besinnen. Während die Mutter bei Goethe ausschließlich von des Sohnes „Herz“ und „Bestimmung“ spricht, über sich selbst aber und den Grund ihrer „Tränen“ kein Wort verliert, bringt der künftige Schwiegervater offen zum Aus-

druck, dass ihn Luises Fortgang mit Schmerz erfüllt – er als „Mensch und Vater“ die Tochter am liebsten bei sich behielte:

Bald, du Einzige! Wirst Du auf jenem Wege dahinzieh'n,  
welchen ich kam; bald steht mir des Töchterchens Kammer verödet,  
Und des Töchterchens Stelle bei Tisch; ich horchte vergebens  
Ihrer Stimm' in der Fern' und ihrem kommenden Fußtritt.  
Wenn Du mit deinem Mann auf jenem Wege davonziehst,  
Schluchzend werd' ich und lange mit heißen Thränen dir nachseh'n!  
Denn ich bin Mensch und Vater, und habe mein Töchterchen herzlich,  
Herzlich lieb! und mich liebt mein Töchterchen eben so herzlich.<sup>24</sup>

Vor diesem Hintergrund ist des Vosseschen Protagonisten Bezugnahme auf Gott eine Ankündigung bzw. leise Selbstermahnung, sich der nahenden Trennung trotz aller „Thränen“ nicht in den Weg zu stellen:

Aber ich werde getrost mein Haupt aufheben zum Himmel,  
Trocknen mein Angesicht, und, fest die Hände gefaltet,  
Mich im Gebete vor Gott demütigen, der, wie ein Vater,  
Seiner Kindelein pfl eget, durch Freud und Kummer uns segnet!  
Sein ist auch das Gebot, des Liebenden: >Vater und Mutter  
Soll verlassen der Mensch, dass Mann und Weib sich vereinen<.  
Geh denn in Frieden, mein Kind; vergiß dein Geschlecht, und des Vaters  
Wohnungen; geh an der Hand des Jünglings, welcher von nun an  
Vater und Mutter dir ist!<sup>25</sup>

Im Wissen um das zitierte Exogamie-„Gebot“ (1 Mo 2,24), aber auch im Vertrauen darauf, als bedürftiges Menschen-„Kindelein“ nicht ohne haltende Fürsorge „des Liebenden“ zu sein, will der Pfarrer und „feurige Greis“<sup>26</sup> den durch die Trennung bewirkten Verlustschmerz getrost ertragen. Sein geliebtes „Töchterchen“ soll die Eltern „in Frieden“ verlassen dürfen, auf dass sich dadurch „Mann und Weib“ miteinander „vereinen“ können.

Bekommt dagegen der Goethesche Hermann zu hören, er habe den Eltern auch künftig für „Haus“ und „Feld“ zu sorgen, so steht diese Behauptung zur Norm aus dem ersten Buch Mose – zu der Vorgabe, dass sich ein heiratsfähiger Mensch von Vater und Mutter zu trennen habe – in deutlichem Widerspruch. Die „gute Mutter“ (II, 107) des Protagonisten argumentiert auf ein Ziel hin, das zu verfolgen sie sich, wäre es ihr tatsächlich um die Einhaltung einer gottgefälligen Lebensweise zu tun, im Geiste von Vossens Gottesmann durchaus versagen müsste. Dass sie diese Zurückhaltung nicht wahrt, sondern gebotswidrig versucht, den erwachsenen Sohn auf ein Dasein in ihrer Nähe festzulegen, lässt sie als jemanden erscheinen, dessen Han-

---

<sup>24</sup> Johann Heinrich Voß: *Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen*, Dritte Idylle, V. 283-290. Zitiert nach: Ders.: *Ausgewählte Werke*, hg. von Adrian Hummel. Göttingen 1996.

<sup>25</sup> Ebd., V. 291-299.

<sup>26</sup> Ebd., V. 55.

deln, so uneigennützig es wirken mag, zuvorderst der eigenen Trauer- und Schmerzvermeidung dient.

Dem mag man entgegenhalten, dass sich die Mutter im Weiteren doch nachdrücklich für eine Eheschließung des Sohnes einsetzt: sie ihren Hermann dazu ermutigt, trotz väterlicher Abneigung dagegen um die neu kennengelernte Dorothea zu werben. Auch hier aber ist wieder danach zu fragen, welche implizite Motivation das mütterliche Verhalten bestimmt. Kann man aus den Informationen, die über Figur und Handlungsumstände gegeben werden, tatsächlich auf ein Handeln im Sohnesinteresse schließen?

Schon „lange“ hat sich die Löwenwirtin einen Ersatz gewünscht für ihre vor Jahren „verlor[ene]“ Tochter (VII, 64-66). Es fehlt ihr „ein Mädchen im Hause“ (VII, 64), von dem sie erwarten könnte, dass es ihr besser als eine normale Magd – weil „mit der Hand nicht allein“, sondern von „Herzen“ – „[a]n der Tochter Statt“ bei den häuslichen Arbeiten „hülfe“ (VII, 65f.). Erwartungsvoll hat sie deshalb „des fröhlichen Tags [gedacht], der kommen würde, wenn künftig Hermann, seine Braut sich erwählend, [die Eltern] endlich erfreute!“ (V, 42f.).

Als dann der mädchenscheue Sohn plötzlich von seiner Begegnung mit einem weiblichen Kriegsflüchtling berichtet und gar verlauten lässt, dass er sich unter dem Eindruck dieser Person „[lieber] als je [...] zur Heirat entschließen“ könnte (II, 102), eröffnet das der Mutter die Chance, für die vakante Familienstelle eine nach ihren Maßstäben ideale Besetzung zu finden. Während sich der Vater um seiner Reputation willen „ein begütertes Mädchen“ (II, 171) in der Familie wünscht und deshalb von einer „bäurische[n]“ Flüchtlings-„Trulle“ (II, 163f.) als Schwiegertochter vorerst nichts wissen will – schon weil „die Arme“, wie er zu bedenken gibt, auch vom Ehemann selber „zuletzt [doch] verachtet“ würde (II, 184) –, hält es die Wirtin für überaus lobenswert, das Wagnis der Brautwahl gerade „im Krieg und über den Trümmern“ einzugehen (II, 157). Aus Hermanns Erzählung hat sie entnehmen können, wie altruistisch und zupackend die neue Bekannte zu sein scheint, zudem aber auch einen Eindruck davon erhalten, in welcher „[j]ammervoll[er]“ (II, 29) Lage sich diese befindet: Infolge des Krieges bettelarm geworden, darf der jungen Heimat-„Vertriebne[n]“ (VII, 86) „kein Weg [...] zu sauer“ dünken – und keine „Arbeit zu klein“ (VII, 120ff.). Wie sich die Mutter leicht auszurechnen vermag, muss das „wandernde[] Mädchen“ (VII, 93) aufgrund seiner „Not“ (VII, 90) „dankbar“ (VII, 74) selbst dafür noch sein, von einem „stotternde[n]“ Jüngling (VII, 72) als „Magd für Mutter und Vater“ angeworben zu werden (VII, 76; vgl. VII, 110ff., 158f., VIII, 104).

Ebenso schon vorhersehbar ist für die „kluge [...] Hausfrau“ (I, 22), dass die neue Gefühlsregung für Dorothea des Sohnes Bindung an seine Mutter nicht ernsthaft gefährden wird. Wohl malt sich Hermann genau das Gegenteil aus, wenn er beteuert,

[...] es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,  
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen alleine  
Läset Vater und Mutter dahinten, wenn sie dem Mann folgt;  
Auch der Jüngling er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,  
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davonziehn (IV, 219-223)

–, und ferner konstatiert:

[...] mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,  
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen  
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre. (IV, 225-227)

Statt nach solcher Rede nun aber die Konsequenz zu ziehen, dass er sein Elternhaus zu verlassen habe, damit ein Leben mit Dorothea möglich werde, will sich der angeblich „zum Manne“ Gereifte (IV, 127) lieber unter die „Krieger“ mischen (IV, 106ff.) und seinem Dasein ein Ende bereiten (IV, 224). Hermann zeigt damit eine gewisse Strebung, sich von seiner Familie absetzen zu wollen. Doch scheint ihm dieser Schritt nur durch eine Teilnahme am Krieg realisierbar zu sein – und nicht etwa, wie man das nach seinen Aussagen über die Liebe eigentlich erwarten dürfte, durch eine Eheschließung mit Dorothea: Wiewohl er soeben noch zu versichern wusste, es lasse um der Liebe willen „[a]uch der Jüngling“ Mutter und Vater zurück, kommt ein Eheleben außerhalb seiner Herkunftsfamilie nicht in Frage für ihn: Dorothea als potentielle Braut „begehrt[t]“ er „allein nach Haus zu führen“ (IV, 227): nur dorthin just, von wo sie der Vater mit „entscheidenden Worte[n]“ ausgesperrt hat.

Wenn nun die Mutter in dieser Situation „geschickt“ (IV, 150) durchsetzt, dass Hermann sich schließlich doch dazu aufmacht, „die Arme“ (IV, 234) in die Familie zu holen, so ist das eine Einflussnahme, durch die sie gleich zweifach „zu ihrem Zweck [gelangt]“ (IV, 151). Denn nicht nur kommt ihr mit Dorothea der so lange ersehnte Tochterersatz ins Haus: ein aufgrund von Armut und Ehe unfrei gewordenen Aschenputtel, dem es obliegen wird,

zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt  
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber im Zwiespalt,  
Und die Heftigkeit noch der Frau[], die leicht sich erzürnet,  
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart:  
[...] und doch die Pflicht zu erfüllen  
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken. (IX, 121-126)

Der Mutter ist es des Weiteren eben auch gelungen, den aus „Verzweiflung“ (IV, 224) sich unter die „Krieger“ wünschenden Sohn zumindest vorläufig in ihrer Umgebung zu halten. Als angehender Gemahl einer bei Tag und Nacht sich „für andre“ abplackenden (VII, 119)

„Schwester“ (VII, 117, 185) kann Hermann seine ihm mütterlicherseits eingeprägte „Bestimmung“ (kann er das Gebot der Mutternähe) auch in Zukunft erfüllen; jedenfalls besser, als wenn er für einen ‚Ehrentod‘ an die Front bzw. – im Sinne des Vaters – zu Bildungszwecken auf Reisen ginge.

Dass die eingefädelte Verbindung mithin also ganz eindeutig im mütterlichen Interesse liegt,<sup>27</sup> müsste freilich nicht ausschließen, dass durch die neue Konstellation auch Hermanns eigene Seelennöte Abhilfe finden. Eine solche Kongruenz der Bedürfnisse ist in der Tat behauptet worden, insofern man gemeint hat, mit der Erzählung ein für Goethe-Texte untypisches „Gelingen“ vorgeführt zu bekommen.<sup>28</sup> Ohne Beachtung blieb dann allerdings – einmal

---

<sup>27</sup> Zusätzliche Plausibilität erhält diese Lesart durch die Übereinstimmung mit einer anderen Mutter-Kind-Figuration, auf die in Goethes Text ebenfalls angespielt wird: Von der Nachbarsfamilie mit dem Spitznamen „Tamino“ (II, 237) belegt, ist Hermann zu dem gleichnamigen Helden aus der Schikaneder-Mozartschen *Zauberflöte* in Beziehung gesetzt (aus der ich im Folgenden mit Seitenangaben zitiere nach: Wolfgang Amadeus Mozart: *Die Zauberflöte. Eine große Oper in zwei Aufzügen*. Libretto von Emanuel Schikaneder, hg. von Hans-Albrecht Koch. Stuttgart 1998), zu jenem zwanzigjährigen „Königssohn“ (S. 36) also, dem als eine ins göttliche hypertrophierte Muttergestalt die „Königin der Nacht“ gegenübertritt. Von dieser „nächtliche[n] Königin“ (S. 11), die an „Gram und Jammer“ leidet (S. 30), seitdem ihr Gegenspieler Sarastro die Tochter Pamina entführt hat, wird der „[z]um Malen schöne“ Tamino (S. 7) als ihr „lieber Sohn“ dazu eingespannt, das „tiefbetrübt Mutterherz zu trösten“ (S. 17). Mit dem Versprechen, dass Pamina „auf ewig [sein]“ werden solle (S. 18), erhält der „Jüngling“ – in Entsprechung zu Hermann bei Goethe – den Auftrag, die vermisste Tochter zur Mutter zurückzubringen. Wie sich im Laufe des Stückes dann aber zeigt, hat die in Aussicht gestellte Paarbildung gerade die Trennung von Mutter und Kind zur Voraussetzung. Die adoleszenten Figuren müssen lernen, sich von den Ansprüchen der „große[n] Fürstin“ (S. 14) abzugrenzen, wobei ihnen der angeblich so „böse[ ]“ (S. 16) Sarastro als eine Art Initiationshelfer (der allerdings deutlich misogynen Züge trägt) beisteht. Als schließlich die „Herrscherin der Nacht“ (S. 11) Sarastros wegen Gefahr läuft, ihre Macht über den „lieben Sohn“ und die Tochter definitiv zu verlieren, will sie den Widersacher ermorden lassen; und zwar von der Hand Paminas, der sie für den Fall der Befehlsverweigerung vollständigen Liebesentzug androht:

Der Hölle Rache kocht in meinem Herzen,  
Tod und Verzweiflung flammet um mich her!  
Fühlt nicht durch dich Sarastro Todesschmerzen,  
so bist du meine Tochter nimmermehr:  
Verstoßen sei auf ewig, verlassen sei auf ewig,  
zertrümmert sei'n auf ewig alle Bande der Natur,  
wenn nicht durch dich Sarastro wird erblassen!  
– Hört, Rachegötter – – hört! Der Mutter Schwur! – (S. 48)

Ganz so furienhaft freilich ist die Mutter im Goethes Text nicht gezeichnet; die rohe Gewalt hat der Autor den Männern vorbehalten, dem schönen Geschlecht kommen bei ihm List und Ausdauer vermögen zu:

Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,  
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht vom Wege;  
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt  
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen. (IV, 148-151)

Hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und Zielsetzungen jedoch ist die von Goethe gezeichnete Mutter mit der Königin der Nacht durchaus in Beziehung zu setzen – nicht zuletzt dort, wo sie dem Sohn (und sich) wünscht, dass diesem „die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens werde“ (IV, 199).

<sup>28</sup> Karl Eibl: Anamnese des „Augenblicks“. Goethes poetischer Gesellschaftsentwurf in *Hermann und Dorothea*, in: DVjs 58 (1984), S. 111; ähnlich Gerhard Kluge: *Hermann und Dorothea*. Die Revolution und Hermanns Schlußrede – zwei „schmerzliche“ Zeichen, in: Goethe-Jahrbuch 1992, S. 61-68.

ganz abgesehen von den Anzeichen für das der Braut bevorstehende Dienst-Martyrium<sup>29</sup> –, dass gerade das Hauptsymptom für des Protagonisten schlechte Verfassung, seine „Begier [...] zu sterben“ (IV, 96f.), auch am Ende des erzählten Geschehens nicht etwa verschwunden ist. Denn wie gesagt: Kaum hat das frische Paar im Elternhaus seine Verlobung ausgesprochen, da hört man den künftigen Bräutigam gegenüber der Braut wieder verkünden, er wolle bei nächster Gelegenheit mit zu denen gehören,

Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder  
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen. (IX, 309f.)

Erinnert sei daran, dass Hermann solch Todesverlangen schon einmal als seine vaterländische Pflicht zu begründen suchte, nur um der Mutter bald zugeben zu müssen, dass derlei „bedeutende Reden“ (IV, 118) bloß „Worte [...] waren“, die hatten „verstecken“ sollen, welche „Gefühle“ ihn „im tiefstem Herzen“ wirklich bewegen – und eben sein „Herz“ zu „zerreißen“ drohen (IV, 103, 140f.). Bedient er sich jener patriotischen Rhetorik nun abermals, ist dieselbe nach der gelungenen Brautwerbung nicht etwa glaubhafter geworden. Dem Vorbild der Mutter folgend, wird man zu unterstellen haben, dass der Redner auch abschließend wieder, während er mit Emphase vom Einsatz fürs „Vaterland“ spricht, „ganz andre Gedanken“ hat und den Zuhörern sein „Herz [verbirgt]“.

V.

Welche „Gedanken“ bzw. „Gefühle“ sind es denn aber, die Hermann vor Eltern und Braut zu verbergen trachtet? Und woher rührt seine selbstzerstörerische „Verzweiflung“, wenn ja ganz offenbar nicht von des Vaters ursprünglichem Widerstand gegen die Eheschließung mit Dorothea?

Es lohnt sich, mit diesen Fragen noch einmal in den vierten Gesang zurückzukehren, wo man dem Helden, derweil er zu seiner Mutter spricht, tiefer ins Herz blicken kann, als die

---

<sup>29</sup> Während der Werbungs-Tour hat sich Hermann nicht durchringen können, der „zweite[n] Mutter“ (VII, 197) einen Heiratsantrag zu stellen. Aus seinen Darlegungen musste Dorothea vielmehr den Schluß ziehen, ihr werde ein Dienst als „Magd“ angetragen (VII, 76). Noch bei ihrer Ankunft in Hermanns Familie meint sie, nicht etwa vor die künftigen Schwiegereltern, sondern vor ihre neue Herrschaft zu treten (vgl. VIII, 100-104, IX, 69). Somit erfüllt sich in diesem Moment, was vormals der Vater zum Vorzeichen künftigen Unheils erklärt hat. Eine besitzlose Braut, so lautete dessen Prophezeiung, werde der Mann auf Dauer „verachte[n]“: „er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam./ Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen“ (II, 184-186). Eine entsprechende Vorahnung hat der Autor auch Dorothea selber schon aussprechen lassen: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung“; denn es „[d]ienet die Schwester dem Bruder [...], sie dienet den Eltern./ Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen/ Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre./ Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer/ Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,/ Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein scheint,/ Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!“ (VII, 114-123)

Adressatin dies wahrhaben will. Sobald er dort seiner Patrioten-Maske entkleidet ist, erzählt der „Krieger“ *in spe* nämlich von Situationen, in denen ihn seine „Gefühle“ auch früher schon zu Gewalttätigkeit haben neigen lassen:

[...] mit grimmigem Wüten  
Fiel ich [die Gespielen] an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,  
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen  
Und entrissen sich kaum den wütenden Tritten und Schlägen. (IV, 169ff.)

Was der „gute Jüngling“ (IV, 155) mithin also im „Herzen“ trägt, sind u. a. ganz beträchtliche Aggressionen, deren Entladung nach außen – d. h. gegen andere – immer dann zu erfolgen scheint, wenn etwas die Größe des Vaters (und später eben des „Vaterlandes“) in Frage stellt. So nennt denn Hermann als Grund seines „Wütens“ nicht etwa eine gegen ihn selber gerichtete „Tücke“ – von der er „fürwahr“ vieles „geduldet“ habe (IV, 163ff.) –, sondern der „Gespielen“ Spottlust, wenn sich das Oberhaupt der Familie durch ein sonderbares Verhalten in aller Öffentlichkeit kompromittierte:

Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.  
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags  
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;  
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,  
den er so stattlich trug [...]:  
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir [...] (IV, 164-169).

Die Tatsache, dass hier ein junger Erwachsener seinen Vater selbst noch im Blümchen-„Schlafrock“ als „stattlich“ und „würdig“ will wahrgenommen haben, zeugt von einem bemerkenswerten Bemühen, sich unter Verleugnung der Realität ein Idealbild zu wahren. Zwar hat Hermann gerade von des Vaters Seite noch um vieles mehr ertragen und „dulden“ müssen als von den Altersgenossen; beispielsweise wenn dem Wirte „bei Rat [...] Verdruß [...] erregt ward“ und er dann für „die Ränke seiner Kollegen“ das eigene Kind „büß[en]“ ließ (IV, 173ff.; IX, 122). Statt aber empfinden und aussprechen zu können, was es im Innern hervorruft, von einer „mit sich selber im Zwiespalt“ liegenden Elterngestalt „täglich“ zugleich vereinnahmt und ausgescholten zu werden, erklärt der Sohn – den doch die jüngsten Vorhaltungen eben erst aus dem Hause vertrieben haben –, er trage stets „der Eltern von Herzen zu ehrende Wohltat [in Gedanken]“ (IV, 178) und schätze die Weisheit seiner Erzeuger:

[...] die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und niemand  
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,  
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten. (IV, 159ff.)

Diese so offenkundige Idealisierung von Vater und Mutter sowie die Einseitigkeit der für sie beide angeblich gehegten Gefühle stehen in Diskrepanz nicht nur zum dargestellten Verhalten

der Eltern. Zweifelhaft werden die bekundete Dankbarkeit und Hochachtung vor allem auch durch des Sohnes Verhaltensmerkmale: durch seine Lernstörungen und seine Scheu vor der Außenwelt, durch seine übergroße Duldsamkeit, seine plötzlichen Gewaltexzesse und seinen Todeshunger. Das alles sind Anzeichen einer Persönlichkeitsstörung, deren vom Autor implizit dargestellte Ursachen im Verhalten der Eltern liegen. Das andauernde „Schelten und Tadeln“ eines mit sich selbst unzufriedenen Vaters sowie die falsche Einfühlung einer auf Trennungsvermeidung abzielenden Mutter – zwei für die Entwicklung von Selbständigkeit auch nach heutigem Wissen überaus ungünstige Umstände – haben dem einzigen (noch lebenden) Nachwuchs „[a]llen Mut in der Brust [gehemmt]“ (III, 56f.). Die familiären Beziehungen sind allenfalls dem Schein nach von Empathie und Anteilnahme geprägt, beruhen aber in Wirklichkeit – wie die Motive hinter der elterlichen Heiratsermunterung zeigen – auf einem heimlichen Mißbrauch für die Verwirklichung uneingestandener Eigeninteressen.

Hat man dies einmal erkannt und setzt ferner voraus, dass Aggressionen entstehen, wo „lebensnotwendige[] narzißtische[] Bedürfnisse [...] permanent [...] frustriert [werden]“<sup>30</sup>, so ist der am Protagonisten vorgeführte Kampfes- und Sterbeeifer als Symptom einer psychischen Abwehr zu interpretieren: Indem Hermann auf die väterlichen Standpauken mit dem Impuls reagiert, den Vater und das „Vaterland“ bis zur Selbstaufopferung vor Anfechtungen und Gefahren schützen zu müssen, projiziert er seine (zu unterstellende) Gegen-Aggression auf außenstehende Dritte. Es erscheint ihm in seinen gleichaltrigen Gegnern – sowohl den Verspöttern des Vaters als auch den „Feinden“ des „Vaterlandes“ – ein zu bekämpfender Teil seines Selbst.<sup>31</sup> Die Aggression gegen den Vater, sofern sich diese nicht – im Verlangen nach einem Soldatentod – direkt auf die eigene Person verlagert, wird auf Alter-ego-Gestalten verschoben, in denen sich, was an eigenen „Gedanken“ und „Gefühlen“ das idealisierte Objekt

---

<sup>30</sup> Udo Rauchfleisch: Aggression, in: Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, hg. von Wolfgang Mertens, Bruno Waldvogel. Stuttgart 2000, S. 40.

<sup>31</sup> Ähnlich hat in seiner Studie *The Psychoanalysis of War* (New York 1974) auch der italienische Psychologe Franco Fornari die Auffassung vertreten, dass der bis in die Gegenwart so leicht zu entfachende Eifer, Eltern, Frauen und Kinder, das Vaterland oder die Heimat vor äußeren Feinden schützen zu wollen, einer psychischen Abwehr diene. Dem als potentiellen „destroyer of one’s love object“ (ebd., S. 163) wahrgenommenen Gegner würden in der Regel gerade die Affekte und Wünsche unterstellt, die das unterstellende Subjekt unbewußt in sich selber trage; „each side accuses the other of acts which they have themselves repressed“ (ebd., S. 103). Erscheine das Fremde als Inkarnation des Bösen, das etwas Geliebtes zu zerstören trachte, beruhe dieses Bild (auch) auf einer externalisierenden Projektion von zerstörerischen Affekten –: „on the alienation of the bad parts of the self which are projected onto the enemy“ (ebd., S. 163). Ohne auf familiäre und soziale Randbedingungen einzugehen, konstatiert Fornari (in Anknüpfung an die Todestrieb-These des späten Freud und Melanie Kleins) „the incredible paradox that the most important security function [of war] is not to defend ourselves from external enemy, but to find a real enemy.“ (ebd., S. XVII). Nur wenn die Menschen Erfolg hätten „in finding something bad (an enemy) to destroy in the external world“, sei es ihnen möglich, „to reassure [them]selves [...] against the danger of [their] destructive attacks being directed toward to what [they] love“ (ebd., S. XVII).



gefährdet, abwehren lässt als eine vermeintlich von „Fremden“ (IV, 99) ausgehende Bedrohung.

Ein junger Mensch [...], der nicht ertragen lernte, seine Eltern einigermaßen realitätsgerecht zu beurteilen, wird auch anderen Bereichen der Außenwelt gegenüber blind sein oder sie verzerrt sehen. Ähnlich geht es ihm mit seinen Gefühlen: Sie dürfen nur seinen eigenen Idealisierungen gemäß wahrgenommen werden; er darf die Eltern zum Beispiel nur lieben und verehren, seine Hassgefühle muss er mit Hilfe von Verteufelungen woanders loszuwerden suchen.<sup>32</sup>

Welchen Grund es haben könnte, dass Hermann an seinem Vaterbild so unbedingt festzuhalten versucht, wird etwas verständlicher, wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, vor welcher Entwicklungsaufgabe der Held sich befindet: Im Sinne der schon zitierten Norm, dass „[der Mensch] Vater und Mutter [...] verlassen [soll]“ – nicht etwa „verfaulen an dem Platze, der ihn erzeugt hat“ – wäre für Hermann die Zeit gekommen, sich auf ein Arbeits- und Liebesleben einzulassen, das *außerhalb* seiner Herkunftsfamilie stattfindet. Doch wie sein Namensvetter Tamino aus der *Zauberflöte*<sup>33</sup> hat er bei seiner Ablösung mit Widerständen zu ringen – einer festhaltenden Mutter und einem Mangel an Selbstvertrauen („Mut in der Brust“) –, zu deren Überwindung er Hilfe bräuchte:

## VI.

Heutige Psychologen erklären das Phänomen der (Eltern-) Idealisierung mit dem Umstand, dass (insbesondere) ein heranwachsender Mensch angesichts täglicher Ohnmachtserfahrungen das Bedürfnis habe, „sich [...] als verbunden mit und akzeptiert von anderen zu erleben, die als stark, weise, ruhig, schön, gerecht usw. wahrgenommen werden“.<sup>34</sup> Erst wenn es in Kindheit und Jugend kontinuierlich gelinge, bestimmte Merkmale und Fähigkeiten der idealisierten Objekte durch geförderte Identifikationen zu einem Bestandteil des eigenen „Selbst“<sup>35</sup> zu machen, erlangten die psychischen Funktionen des Menschen – darunter auch die Vermögen zur Regulation der Reizaufnahme, des Affekthaushalts und des Selbstwertempfindens – eine gewisse Unabhängigkeit von äußerer Unterstützung. In diesem Falle übernehme allmählich

---

<sup>32</sup> Alexander Mitscherlich, Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München, Zürich <sup>23</sup>1994, S. 245.

<sup>33</sup> Siehe oben Anm. 27!

<sup>34</sup> Ernest S. Wolf: Theorie und Praxis der psychoanalytischen Selbstpsychologie. Frankfurt a. M. 1993, S. 156f.

<sup>35</sup> Mit dem Begriff „Selbst“ wird in der von Heinz Kohut entwickelten Selbstpsychologie diejenige psychische Struktur bezeichnet, „die sich dadurch ausdrückt, dass sie uns ein gesundes Gefühl von uns selbst ermöglicht, ein Gefühl von Selbstachtung und Wohlbefinden. Dabei scheint das Wesen des Selbst so schwer faßbar zu sein wie das eines Elektrons. Was wir über diese Strukturen wirklich wissen können, sind Manifestationen, d. h., die Phänomene, die sich davon ableiten“ (ebd., S. 7).

„[die innere Struktur] die Funktionen, die das Objekt für das Kind erfüllt hatte“<sup>36</sup>, wodurch das Subjekt schließlich hinlänglich gestärkt sei, um sich eingestehen zu können, dass auch seine persönlichen Schutzgötter – seine primären Bezugspersonen – nur fehlbare (vom Wunschbild abweichende) Menschen sind. Sofern allerdings „chronische[] Erfahrungen des Zurückgewiesen- und Nichtanerkanntwerdens“<sup>37</sup> die Identifikation mit den elterlichen Vorbildern (als einen Prozeß der „umwandelnden Verinnerlichung“<sup>38</sup>) behindert haben sollten, bleibe das Empfinden von „Selbst-Kohärenz und [...] Selbstachtung“<sup>39</sup> auf die enge Bindung an idealisierte Personen – sogenannte „Selbstobjekte“<sup>40</sup> – weiter angewiesen. Diese müssten dann als eine Art Prothese zur Bewahrung des „psychoökonomische Gleichgewicht“<sup>41</sup> das ganze Leben hindurch „die Funktionen eines Sektors des psychischen Apparats [...] ersetzen, der in der Kindheit“ infolge des Mangels an (positiven) Identifikationsangeboten „nicht gebildet werden konnte.“<sup>42</sup>

Dass sich ein Adoleszent wie Hermann trotz überaus desillusionierender Erfahrungen an sein realitätsfernes Vaterbild klammert, wäre mit dieser Theorie als eine Sehnsucht nach stabilisierender „Selbst“-Ergänzung zu deuten: Für den von mütterlicher „Sorge“ ängstlich umhегten Sohn verheißt der idealisierte Vater „Identifizierungsmöglichkeiten und Beziehungen“<sup>43</sup>, welche ihn dazu in die Lage versetzen würden, seine psychische Homöostase auch ohne die Mutter – auch bei einem Auszug in die „Welt“ – aufrechterhalten zu können.

Der Vater wird im Vergleich zur Mutter und der übrigen Welt verschwommen als strahlende Erscheinung wahrgenommen und – fürs erste – maßlos überschätzt. Die Erhebung in den Zustand äußerster Vollkommen-

---

<sup>36</sup> Heinz Kohut: Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt a. M. 1976, S. 71.

<sup>37</sup> Wolf (wie Anm. 34), S. 161f.; man könne „ohne weiteres behaupten“, so führt Wolf weiter aus, „dass einmalige, schwer traumatische Verletzungen des Selbst seltener psychopathologische Spuren hinterlassen als die wiederholten kleinen Verletzungen, in im Kontext chronisch ungenügender Selbstobjekt-Erfahrungen üblich sind.“

<sup>38</sup> Kohut (wie Anm. 36), S. 70.

<sup>39</sup> Ebd., S. 39.

<sup>40</sup> Ebd., S. 14.

<sup>41</sup> Ebd., S. 67 u. 262.

<sup>42</sup> Ebd., S. 66.

<sup>43</sup> Irene Fast: Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität. Frankfurt a. M. 1996, S. 221. Die Autorin entwickelt ebenda die These, dass Vatergestalten „eine wichtige Rolle“ spielen, insofern sie „Identifizierungsmöglichkeiten und Beziehungen anbieten [können], die einen Schutzwall [errichten] gegen die regressive Tendenzen, mit der Mutter zu verschmelzen“.

heit entspricht dem Bedürfnis [...] nach einem Beschützer, der [das] Streben nach Eigenständigkeit und [den] Widerstand gegen den infantilisierenden regressiven Zug zur symbiotischen Mutter stärkt.<sup>44</sup>

[Die] frühe Erfahrung, von einem starken Vater beschützt und geliebt zu werden, wird als lebenslanges Gefühl der Sicherheit in einer Hieronymus-Bosch-Welt voller Schrecken und Gefahren verinnerlicht. [...] Wir haben guten Grund zu behaupten, dass diese Zeichen der Anerkennung und Bestätigung [...] ein bestimmtes Maß an Selbstbeherrschung und Selbstbehauptung ein[flößen]. Die Welt draußen wird nicht nur handhabbar [...], sondern auch, bei allen Anzeichen des Bedrohlichen und Verwirrenden, unendlich anziehend.<sup>45</sup>

In Hermanns Vater-Idealisierung lässt sich demnach ein Schutzmanöver erkennen, das Ängste vor „Fragmentierung“<sup>46</sup> und „Selbstverlust“<sup>47</sup> abwehren soll, unter günstigen Umständen aber zugleich die Chance böte, durch eine „strukturbildende Verinnerlichung“<sup>48</sup> zu mehr „eigenständigem Funktionieren“<sup>49</sup> fähig zu werden.

Die Voraussetzung für einen solchen Autonomiezuwachs wäre allerdings (wie Goethes Erzählung nahelegt) ein Vater, der

- *ein Stück Weltzugewandtheit, Durchsetzungsvermögen und reife(re) Männlichkeit vorleben könnte* (anstatt sich beim Anblick fremden „Jammers“ in die Weinstube zurückzuziehen, am allerliebsten einen „Schlafrock mit [...] Blumen“ zu tragen, seine Ehefrau entsexualisierend als „Mütterchen“ zu bezeichnen und seinen Ärger über die Ratskollegen am Sohn zu entladen),
- *durch Anerkennung und Zuwendung dem Heranwachsenden positive Identifizierungen möglich machte* (anstatt ihm die angebliche Wiederholung eigenen Versagens vorzuwerfen und mit „Schelten [...] allen Mut [...] zu hemmen“) sowie
- *gegenüber der Mutter auf einen baldigen Auszug des Sohnes beharrte* (anstatt diesen noch länger die Wirtschaft führen zu lassen bzw. das künftige „Schwiegertöchterchen“ zu musikalischer Unterhaltung im eigenen Haus haben zu wollen).

Da sich indessen der Wirt in allen drei Punkten anders verhält, als es dem Idealbild entspräche; da er für Vateridentifizierungen, die dem Sohn mehr Selbstsicherheit geben bzw. Trennungsangst nehmen könnten, wenig Gelegenheit bietet, wird eine jede Ablösungsbestrebung bei Hermann auch von seiner Seite geschwächt.

---

<sup>44</sup> Peter Blos: Sohn und Vater. Diesseits und jenseits des Ödipuskomplexes. Stuttgart 1990, S. 165.

<sup>45</sup> Ebd., S. 22f.

<sup>46</sup> Kohut (wie Anm. 36), S. 38; Wolf (wie Anm. 34), S. 6.

<sup>47</sup> Martin Dornes: Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a. M. 1993, S. 76.

<sup>48</sup> Ebd., S. 73.

<sup>49</sup> Ebd., S. 76.

Die im Text zu beobachtende Folge davon ist, dass sich der Sohn von seinen Selbstobjekten nicht zu lösen vermag: er verbissen an seinen „idealisierten Elternimages“ festhält und sich ein Leben ohne die elterliche Selbst-Ergänzung – einen Fortzug mit Dorothea – zwar kurzzeitig vorstellt (IV, 18-23), (aus Angst) aber nicht zutraut.

Weil ihm jedoch ein Weiterleben zu Hause, solange er die Idealisierung der Eltern aus Selbstschutz nicht aufgeben darf, auf Dauer genauso unmöglich ist – drohen ja doch just die schützenden Elternbilder an der Familienrealität zu zerbrechen –, steckt Hermann in dem Dilemma, als ein psychisch „Nicht-zu-Ende-Geborener“<sup>50</sup> aus seiner Familie flüchten und zugleich vor der „Welt“ sich fürchten zu müssen.

Erst diese doppelte Ortlosigkeit macht verständlich, warum Goethes Protagonist auch noch nach dem Heiratsbeschluss – übrigens ähnlich wie bereits Dorotheas erster Verlobter<sup>51</sup> – „höher hinauf“ (IV, 110) in den Himmel der Märtyrer will. Mit in den Krieg zu ziehen und als „Krieger“ zu sterben –: unter den gegebenen Umständen kann er daran die Hoffnung knüpfen, dass es auf solche Art wohl am ehesten gelänge,

- den heimischen Frustrationen zu entkommen,
- in der Familie entstandene Aggressionen (zur Erhaltung der eigenen Selbstobjekt-Beziehungen) gegen andere abzulenken,
- anstelle von Ohnmacht Stärke zu empfinden (IX, 317f: „so stünde die Macht auf/ Gegen die Macht“),
- sich einer als aussichtslos oder überfordernd empfundenen Zukunft im irdischen (Zivil-) Leben ‚ehrenhaft‘ zu entziehen und dabei als Kriegsheld
- die ersehnte Anerkennung vom Vater (und Vaterland) doch noch zu erlangen (IV, 109f.: „Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir/ Auch den Busen belebt“).

Bei derlei durch familiäre Beziehungsnot bedingten Motiven sollte man die „Begier“ nach aufopferndem Kampf nicht einfach als eine „zeitgemäße Erscheinung nationaler Identität“<sup>52</sup>

---

<sup>50</sup> Klaus Theweleit: Männerphantasien 1 + 2. München, Zürich 2000, Bd. 2, S. 210ff. u. 248ff.

<sup>51</sup> Dorotheas „Erinnerung“ im neunten Gesang ist zu entnehmen, dass sich dieser „Gute“, der seine Braut unvermittelt verließ und „nicht zur Heimat zurückkam“ (IX, 257f.), als ein „Fremdling auf Erden“ (IX, 270) fühlte. Er glaubte an ein besseres Dasein nicht etwa im revolutionären Frankreich, sondern setzte darauf, dass ihn „über den Trümmern der Welt“ ein Jenseits erwarte: ein paradiesischer Ort, an dem der Mensch „umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal“ (IX, 276f.) leben werde, sodass dort auch keinerlei neuer „Schmerz des [...] Verlustes“ (IX, 287) zu fürchten sei. – Seine „Lust“, künftig als solch ein „erneute[s] Geschöpf[]“ (IX, 276) „im neuen veränderten Wesen zu wirken,/ Trieb [ihn] nach Paris zu gehen, dahin, wo er Kerker und Tod fand“ (IX, 261) – das vermeintliche Entree für eine glückliche Transzendenz!

<sup>52</sup> Müller (wie Anm. 19), S. 90.

akzeptieren. Indem uns der Autor einen Hermann präsentiert, der kein Feldherr im Krieg gegen romanische Invasoren ist, sondern als Adoleszent bislang noch das schwächste Glied einer pathologischen Familienkonstellation, bringt er genau jenen Aufopferungswillen, der im nationalistischen Diskurs zur Primärtugend verklärt wird, als das Resultat einer in Kindheit und Jugend gehemmten Individuation zur Anschauung. Wer die Entwicklung des Protagonisten einen „guten Ausgang“<sup>53</sup> hat nehmen sehen (mit einer „Emanzipation von den Eltern“<sup>54</sup>, einer Liebesheirat und der „Begründung einer neuen, eigenen Familie“<sup>55</sup>), der musste am Schluss des Textes ausblenden, wie wenig Interesse der endlich verlobte Jüngling an künftiger Eheweisamkeit zeigt. Verliefe die fiktive Zukunft nach Hermanns Vorstellung, so würde statt seiner bald Dorothea „das Haus und die liebenden Eltern [versorgen]“ (IX, 315), während er selbst sich – der in seiner Schlußrede noch einmal auf die Ruhmesprämie für den Kriegstod verweist (vgl. IX, 308-310) – aus dem Elternhaus wegbegäbe und als ein junger Bräutigam freiwillig und todesbereit „dem Feinde“ entgegentöge.

Die flammenden Reden (nicht nur) dieses Helden kennzeichnet der Widerspruch, dass sie von Verbundenheit, (Heimat-)Liebe und Virilität zeugen sollen, deren angestrebten Beweis aber jeweils mit der Vorstellung eines dauerhaften Weggangs bzw. baldigen Ablebens verbinden. Solche Redeweise schon um 1800 als das Symptom einer blockierten Selbstwerdung durchschaubar gemacht zu haben, halte ich für ein Verdienst, dessentwegen es sich auch und gerade heute noch lohnte, Goethes fast vergessenen Bestseller einmal wieder zur Hand zu nehmen.

---

<sup>53</sup> Eibl (wie Anm. 28), S. 116 u. 135.

<sup>54</sup> Lützelner (wie Anm. 2), S. 119.

<sup>55</sup> Ebd., S. 119.